

Sie riefen mich „Marischka“.

Theresia Huber



Unser „Fräulein“, Franziska Baier

Als ältestes Mädchen einer kinderreichen Familie kam ich mit 15 Jahren, nicht ganz freiwillig, zu einem großen Bauern im Dorf. An Maria Lichtmeß, so war es Brauch. 2 Pferde, Ochsen und Milchkühe mussten versorgt werden. Jeden Morgen, Mittag und Abend. Schweine und Kälber waren noch extra vom „Mädchen“ zu richten. Knechte gab's vom Reichsarbeitsdienst. Irgendwo her, manchmal von Landarbeit keine Ahnung. Dann Anfang des Krieges kamen die ersten Polen ins Dorf, Landarbeiter! Erst kam „Plewa“ gutmütig, willig, aber für die schwere Arbeit nicht geschaffen. Nach ihm kam Stanislaus, jung, gerade 1 oder 2 Jahre älter als ich. Ein „Lausbub“, nahm alles nicht so ernst!

Wohl auch nicht die blauen Striemen am Rücken, unter dem Hemd, die ich vermutete, wenn der Gendarm zur „Züchtigung“ da war. Wer verzeiht mir, dass ich nicht wagte einmal danach zu sehen oder gar zu helfen?

– Keine Verbrüderung –

Stanislaus nannte mich Marischka und als der nächste Pole kam, wollte ich wissen wie er heißt, Stanislaus sagte: frag ihn „Jak Sie Nazywasz?“ oder so ähnlich. Er antwortete: Ich heiße Paul und wie heißt du? In reinem Deutsch. Ich war erschrocken und sagte einfach Marischka. So bin ich einige Jahre Marischka geblieben. Und ich mochte es nicht ungern.

– Aber keine Verbrüderung –

Noch sehe ich den großen Gerstenacker vor mir, den wir 3 eines Tages schneiden mussten. Ein polnisches Lied sollte ich dabei singen. Paul bemühte sich unermüdlich mir den Text beizubringen und Stanislaus mit der Mundharmonika die Melodie. Bis zum Abend sangen wir aus allen Kräften und vollem Hals – polnisch.

– Aber Verbrüderung war doch verboten –

Stanislaus kam später zum Bauern in ein anderes Dorf. Im Garten am Zaun arbeitete er und sah mich mit dem Fahrrad vorbei fahren. Der Schrei erschreckte mich, er hallte durch das halbe Dorf: Marischka, Marischka. Mein Fahrrad bekam fast Flügel, nur weg, ganz schnell. Ein andermal in der Kleinstadt, am unteren Markt, plötzlich

schallte es über den halben Marktplatz: Marischka, Marischka. Doch ich lief was ich konnte.

– Keine Verbrüderung –

Erst als der Krieg zu Ende war, hörte ich im Radio einmal unser polnisches Lied vom Gerstenacker: Es war die polnische Nationalhymne.

Noch ist Polen nicht verloren.

Nachwort

Frau Theresia Huber, geb. Kleesattl, wurde 1924 in Pavelsbach als zweitältestes von 11 Geschwistern geboren. Sie besuchte 7 Jahre die Volksschule und 2 Jahre die ländliche Berufsschule. Mit 15 Jahren kam sie zu einem großen Bauern in Pavelsbach, damit zu Hause ein „Esser“ weniger war. Die obige Geschichte handelt in der Zeit von 1939 bis 1942, also während des II. Weltkrieges, der in diesem Monat vor 69 Jahren begann. Sie ist ein Ausdruck der Menschlichkeit in einer Zeit staatlich verordneten Barberei. Hier wird das zutiefst menschliche Verhalten eines 15 bis 18 jährigen Mädchens bzw. einer jungen Frau gegenüber Menschen geschildert, die als Untermenschen eingestuft waren und froh sein konnten, wenn sie ihr Leben behielten und dafür offiziell wie Sklaven gehalten wurden. Sie hat mit ihnen nicht nur gearbeitet, wie es ihre Pflicht war, sondern sie hat mit ihnen gesprochen, gesungen und sicher auch gelacht. Sprechen, Singen, Lachen durfte sie nur mit diesen gleichaltrigen „Zwangsarbeitern“, wenn es Niemand beobachten konnte. In der Öffentlichkeit hatte sie Angst und musste es auch haben, ihre Gefühle zu zeigen, denn sie wusste, wer sich mit diesen „Untermenschen“ verbrüdert, wird wie sie behandelt: geprügelt, gedemütigt und auch zu Tode gebracht!

Nach dem Krieg brach sie 1947 aus den damals für eine junge Frau ihres Standes begrenzten Möglichkeiten, die ihr die dörfliche Gemeinschaft Pavelsbachs bieten konnte, aus und ging fort. In der Städtischen Kinderklinik von Augsburg begann sie als Schwesternschülerin und bestand dort 1949 das Staatsexamen als Kinder-Krankenschwester!

Bis zur Verhehlung und Geburt ihrer Tochter 1955 arbeitete Theresia Kleesattl in verschiedenen Kinderheimen und Sanatorien, so z. B. in Kempten/Allgäu, aber auch in Nürnberg. Nach dem frühen Tod ihres Ehemanns 1975 war sie noch bis 1984 im Theresienkrankenhaus Nürnberg als Krankenschwester tätig.

Auch wenn Frau Theresia Huber nun schon über 50 Jahre in Nürnberg lebt, meint sie, wenn sie von „Zuhause“ spricht, immer noch Pavelsbach! Die Leser werden sich noch an ihren Beitrag „Das Fräulein“ im Mitteilungsblatt vom Januar 2005 erinnern. Der Unterzeichner hat sich erlaubt, den vorstehenden Beitrag, den Frau Huber, geb. Kleesattl, „Damals, Erinnerungen!!!“ genannt hat, in »Sie riefen mich „Marischka“.« umzubenennen.

Dr. Helmut Bode